

Tage der Wünsche

Roman Bleistein SJ

Weihnachten und Neujahr sind Tage der Wünsche. Wir versenden Glückwunschkarten, wir empfangen sie. Wir wünschen einander alles Gute, alles Schöne, sogar Unsagbares: Viel und Alles. Je wissender unsere Wünsche sind, um so schwerer sind sie zu sagen. Man kann schweigenden Mundes mit einem Blick und einem Händedruck glaubwürdiger wünschen als mit langer, wohlgesetzter Rede. Was geht im Wünschen eigentlich vor sich?

Zugegeben: der Wunsch kann zur Konvention erstarren, zu einer hölzernen Formel, die gesagt, aber nicht empfunden wird; er kann wie eine wohlklingende, aber wertlose Münze weitergereicht werden: er wird im Tiefsten zu einer Beleidigung. Aber ist das nicht das Risiko jeder Begegnung von Mensch zu Mensch, daß man das neue Engagement, den Einsatz des Herzens, nicht wagt und sich hinter alten Formen, Formeln und Gewohnheiten verbirgt? Welche Flucht läge nicht näher als jene, unverantwortet ins Handliche und Überkommene zu entrinnen?

Kern und Wurzel des Wunsches ist nichts anderes als Liebe. In ihm ruht ein heimliches Ansinnen: Hinweis, Mahnung, Aufruf, Bitte. Er entspringt aus einer geheimen Übereinkunft zwischen dem Wünschenden und jenem, dem der Wunsch gilt. Wer könnte demnach einem gänzlich Fremden etwas wünschen? Nur Vertraute können wünschen.

Wünsche sagen mehr als ein Gutes, das kommen soll. Sie stehen in einer Situation, sie haben ihren Hintergrund. Sie leben von Erfahrung und Phantasie, von Wissen und Ahnung, von Befürchtung oder verhängnisvoller Unterstellung. Damit aber wird das, was höfliche Chiffre ist, zu einem bedeutungsvollen Wort. Man muß Wünsche zu lesen und zu hören verstehen. Sie werden begriffen aus ihrem Zusammenhang. Ihr Gewicht, ihre Grenze und ihre Größe wachsen aus ihrem Quellgrund; in ihnen vereinigen sich viele Rinnsale: Liebe, Erkenntnis und Solidarität.

Sucht man aber das Wesen des Wunsches zu ergründen, so stößt man in seinem Innersten auf eine Aussage unseres Menschseins. Bringt er doch mehr unsere Ohnmacht an den Tag als unsere Macht. Meist steht das, was wir wünschen, außerhalb unserer Verfügung. Wir können es weder schenken noch leihen; wir können es „nur“ wünschen, das heißt zugunsten eines anderen begehren. Wünschen wir zum Beispiel Glück, so können wir es nicht wie eine käufliche und erstandene Gabe geben. Wenn wir unsere Situation wahrnähmen, könnten wir nur sagen: Lebe so, daß Du glücklich bist. Unser leichthingsprochener Wunsch wird zu einer Mahnung und darin zugleich zu einem von Liebe getragenen Eingeständnis unserer Schwäche.

Wünschen wir alles Gute, so stockt uns bereits der Atem, wenn wir den Satz: Ich wünsche Dir alles Gute! in Ruhe bedenken. Gibt es denn das Gute so allgemein? Das Gute allgemein gibt es nicht. Was ist dann aber hier und jetzt das Gute für diesen Menschen? Wer von uns wüßte endgültig und abgerundet um die innere Verfassung des anderen, um sein Verlangen wie um seine Sehnsucht? Wo wir also alles Gute wünschen, verallgemeinern wir; wir gestehen dabei unsere Unwissenheit ein. Der Wunsch bleibt deshalb wahr, weil man im Allgemeinen seltener irrt als im Besonderen.

Wir wünschen Gesundheit, langes Leben, heitere Tage, Freude, Gottes Segen – sind das nicht mehr Eingeständnisse unserer ohnmächtigen Liebe als Worte einer von Liebe getragenen Macht? Denn all dies muß der andere sich schenken lassen; er muß sich dafür bereiten, muß sich auf tun. Der andere muß sich mühen: wir können ihm diese Mühe nicht abnehmen! Was vermag als Hinweg dazu unser Wunsch? Das Vermögen einer Einladung? Das Vermächtnis eines Liebenden? Um aber hier nicht nur Ohnmacht zu sehen, Grenzen aufzurichten, an denen unsere gutgemeinten Wünsche endigen, müssen wir anerkennen, daß wir unsere Wünsche mit Geschenken begleiten können. Geschenke beglaubigen und unterstreichen; sie überwinden das Unvermögen. Sie bringen zumindest die Freude, die unser Wunsch meint, aber nicht geben kann. Geschenke dinglicher Art vermögen dies, denn in ihnen geht etwas in des anderen Besitz über, was unser war, besser: was wir selber sind. Im Geschenk werden wir selbst des anderen. „Es ist das Herz, das gibt, die Finger geben nur her“, sagt eine afrikanische Volksweisheit.

Es gibt auch das Geschenk des Gebetes, mit dem wir unsere Wünsche begleiten. Ist es dann nicht kurios: Wir wünschen und spielen durch unser Gebet – gleichsam unter der Hand – Gott die Aufgabe zu, für unser Wort einzustehen! Aber so tun wir Menschen oft: Wir sprechen große Worte und lassen sie von anderen einlösen. Trifft dies nicht auch für diese Situation zu, wo wir unsere Wünsche mit unserem Gebet begleiten, wie wir so sagen?

Im Wunsch überschreiten wir die Grenze des Profanen und wechseln über in den Raum des Religiösen. Wünschend stehen wir vor Gott. Damit rückt der Wunsch in die nächste Nähe des Gebetes und der Fürbitte. Zumindest aus der Verwünschung wird uns klar, daß Wünschen den Menschen in eine Beziehung zu Gott bringt; denn der Verwünschte soll aus der Gnade Gottes gestoßen werden. In das Heil Gottes aber wird gebracht, wem gewünscht wird.

Die Analyse unseres Wünschens zeigt uns den Menschen, wie er ist: er ist begrenzt und versucht in seiner Liebe immer wieder die Gemarkung seiner Möglichkeiten zu überschreiten. Er möchte mehr und mächtiger sein, als er ist. Er ist kleiner als er wahrhaben will. Ist es recht, daß wir dies so selten bedenken? Unsere Wünsche würden rar, wenn wir uns ihres Anspruchs vergewisserten. Dies würde auf jeden Fall geschehen: wir wünschten bedachter, aufrichtiger, ehrlicher, sozusagen menschlicher. Wünschen ist menschlich.

Wünschen ist nicht göttlich. Der Wunsch ist keine göttliche Kategorie. Oder findet sich in den Begegnungen Gottes mit den Menschen, wie sie uns in der Heiligen Schrift aufgezeichnet sind, je das Wort göttlichen Wunsches? Gott ist anders: Gott beschließt, fordert, verheißt, schenkt. Damit wird greifbar, daß er in der Tat nicht nur Herr seiner selbst, sondern auch Herr der Dinge ist.

Gott beschließt in seinem Verfügen über Sein und Nichtsein der Dinge. Sein Wille bringt die Welt hervor, gibt dem Menschen Atem und Seele. Unsere Beschlüsse haben wohl den Charakter von Entscheiden an sich, aber sie schaffen nichts im Nu. Gottes Beschlüsse fallen mit der Wirklichkeit zusammen. Er ist ewig, wir sind in der Zeit; er ist mächtig, wir nicht. Was er in sich beschließt, wird im Untermenschlichen ein Werk, trifft im Personalen auf uns als Wort der Forderung und Verheißung, wird uns übereignet als Gabe und Geschenk.

Gott fordert, stellt Ansprüche und befiehlt: Tue dies, sagt er im Wegweisenden „Du sollst“ und im einladenden „Du darfst“. Gott spricht uns an und verlangt Antwort. „Engagiere Dich, hänge mir an!“ Darin ruft Gott den Menschen in seiner selig-schrecklichen Freiheit auf, sich nach seiner Ordnung auszurichten, nach einer Ordnung, deren Sinn das Heil des Menschen ist. Gott offenbart darin, daß er Herr des Lebens und der Gnade ist und um den Menschen weiß.

Gott verheißt. Er stellt das Heil in Aussicht und läßt die aufgeschreckte, nimmermüde Hoffnung auf das Heil zueilen. Was uns bewegt, uns ohne Sorge mit dem verheißenden Gott einzulassen, ist das Vertrauen auf seine Treue. Kann man sich auf die Verheißungen eines Ohnmächtigen stützen, sich mit den Verheißungen eines Lieblosen einlassen? Wo wir uns an die Verheißungen Gottes halten, verkünden wir darin nicht nur unsere Hilfsbedürftigkeit, sondern ebenso Gottes Macht und Liebe.

Gott schenkt. Er überschreitet darin immer wieder unsere Wünsche. Bevor wir bitten, gab er bereits. Seine Gnade lief unserem Bitten voraus. Sie findet ihren gemäßen Ausdruck in liebender Antwort – und was wir erbat, wird uns wiederum ungeschuldet geschenkt. Weil wir die von Gott Beschenkten sind, drängt uns das Verlangen, anderen etwas zu schenken; wir teilen darin den Reichtum, den wir empfangen. Eigentlich ist – auch in dieser Hinsicht – jedes menschliche Geschenk göttlichen Ursprungs.

Vor Gott sind wir Wesen der Gnade, selbst wenn wir uns im Blick auf uns selbst als Wesen der Wünsche begreifen, ablehnen oder annehmen. Gott ist wunschlos, wir sind die Wünschenden.